

Wissen etwas sein, das über die Beurteilung hinausgeht: Es ist notwendig, dass die Beurteilung *wahr* beziehungsweise *gerechtfertigt* ist.

Die Philosophen seit der Antike haben Platons Schlussfolgerung akzeptiert. Wissen setzt sowohl voraus, dass man ein Urteil fällt (eine Überzeugung hat), als auch, dass die Beurteilung richtig ist. Ich kann nicht wissen, dass es regnet, wenn es nicht regnet. Dies mag offensichtlich erscheinen, hat jedoch wichtige Konsequenzen. Zum einen bedeutet es, dass das Wissen nicht im Kopf sitzt, wie oben bereits angedeutet. In meinem Kopf befindet sich die Überzeugung, dass es regnet, aber der Wahrheitsgehalt meiner Überzeugung hängt davon ab, wie das Wetter wirklich ist, das heißt, von meiner Umgebung. Dies bedeutet wiederum, dass Wissen nicht dasselbe ist wie *Gewissheit* im psychologischen Sinne. Ich kann völlig davon überzeugt sein, dass ich recht habe, und dennoch keine Kenntnis haben, wenn sich herausstellt, dass meine Überzeugung falsch ist. Als Trump darauf bestand, bei seiner Vereidigung am 20. Januar 2017 habe in Washington, D. C., die Sonne geschienen, gelang es ihm möglicherweise, sich selbst zu überzeugen. Vielleicht war er so vom Augenblick ergriffen, dass er tatsächlich dachte, die Sonne würde scheinen, obwohl es regnete, vielleicht hat er aber auch ein beinahe schon pathologisches Vermögen, sich selbst zu überzeugen. Daraus folgt jedoch nicht, dass er Kenntnis hatte, dass er *wusste*, dass die Sonne schien. Es regnete schließlich in Strömen.

Dies ist absolut grundlegend und verdient eine Wiederholung: *Wissen ist nicht dasselbe wie Überzeugungen, so stark diese auch sein mögen.* Es kann sich anfühlen, als wüsste man etwas, man kann ein sehr starkes Gefühl haben, recht zu haben – wenn aber das, was man glaubt, nicht wahr ist, hat man kein Wissen und keine Erkenntnis über die entsprechende Sache. Wenn einer meint, das Klima werde durch den Menschen beeinflusst, und ein anderer meint das nicht, dann können nicht beide Wissen haben – einer hat unrecht. Um einmal den größten Aufklärungswissenschaftler unserer Zeit, Hans Rosling, in einer berühmten Diskussion im dänischen Fernsehen über die Flüchtlingsströme zu zitieren: »Nein, ich habe recht, nicht Sie.« So kann es sein, und das muss man sich dann manchmal auch zu sagen trauen. Das bedeutet nicht unbedingt, dass man die *Person* kritisiert, die unrecht hat. Man kritisiert ihre *Behauptung*, und man tut es, weil das Ziel ist, die Wahrheit zu finden. Meistens ist es nicht unsere Schuld, wenn wir falsche Überzeugungen haben. Meist haben wir dann eher Pech gehabt. Darauf werde ich im Laufe meines Buches noch mehrfach zurückkommen. Was wir für den Moment festhalten sollten, ist die Einsicht, dass gerade, weil Wissen nicht nur eine Frage dessen ist, was wir im Kopf haben (also was wir glauben), sondern auch dessen, wie die Welt tatsächlich ist (dass das, was wir glauben, auch wahr ist), Wissen nichts *Persönliches* ist.

Was bedeutet es also, wenn etwas wahr ist? Ein anderer großer Philosoph der Antike, Aristoteles (384–322 v. Chr.), gab darauf eine kurze und präzise Antwort: Über das, was ist, zu sagen, dass es ist, oder über das, was nicht ist, zu sagen, dass es nicht ist.¹⁰ Kann man dieser Definition von Wahrheit noch etwas hinzufügen? Viele meinen, Aristoteles gebe hier Ausdruck für etwas, das in der Philosophie als *Korrespondenztheorie* der Wahrheit bezeichnet wird, die etwa besagt, dass Wahrheit aus der Übereinstimmung von

Denken und Welt besteht: Meine Überzeugung, dass es regnet, ist wahr und gerechtfertigt, wenn und nur wenn es eine Korrespondenz zwischen meiner Überzeugung (*dass es regnet*) und dem, wie die Welt ist (es regnet), gibt. Heutzutage findet eine ziemlich detaillierte und hochdifferenzierte Diskussion zur Korrespondenztheorie der Wahrheit statt. Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, näher darauf einzugehen, in Kapitel 2 werde ich jedoch noch einmal auf die Wahrheit zurückkommen. Was wir hier schon einmal festhalten können, ist ganz einfach, dass alle seriösen Wahrheitstheorien akzeptieren, dass es einen Unterschied zwischen Überzeugung und Wahrheit gibt: Dass ich glaube, dass es regnet, bedeutet nicht, dass es regnet. Ich kann unrecht haben.

Wissen bedarf deshalb nicht nur Überzeugungen, sondern *wahrer* Überzeugungen: Sie müssen sich bestätigen. Doch auch das genügt noch nicht. Fragen Sie sich einmal, wie viele Menschen in Ihrem Büro gerade Kaffee trinken. Es ist gegen zehn, und Sie nehmen an, dass achtzehn Personen gerade ihren Vormittagskaffee trinken. Es stellt sich heraus, dass tatsächlich zufällig gerade achtzehn Personen in Ihrem Büro Kaffee trinken. Heißt das, Sie wussten es? Die Antwort lautet wahrscheinlich nein. Eine richtige Vermutung ist nicht dasselbe wie Wissen. Damit hat sich auch Platon schon beschäftigt. Nachdem es Sokrates gelungen ist, Theaitetos davon zu überzeugen, dass Wissen richtiger Beurteilungen bedarf, weist er darauf hin, dass man richtiges Glauben nicht mit Wissen gleichsetzen kann. Es gebe eine ganze Berufsgruppe, die das beweise, meint Sokrates, nämlich die Anwälte, die geschickt darin seien, Leute zu überreden. Wenn ein Richter davon überzeugt (dazu überredet) wird, dass eine Person eine gewisse Tat begangen hat, ohne dass es eigentlich Beweise dafür gibt, dass diese Person wirklich schuldig ist, dann hat der Richter keine Erkenntnis – auch wenn es vielleicht tatsächlich so ist, dass die Person die fragliche Tat begangen hat.

Was einer wahren Überzeugung zum Wissen fehlt, hat deshalb mit den *Gründen* für die eigene Überzeugung zu tun. Wer richtig rät, hat keinerlei guten Grund für seine Überzeugung. Wenn ich Sie frage, warum Sie glauben, dass achtzehn Personen in Ihrem Büro Kaffee trinken, haben Sie darauf keine Antwort, und das bedeutet, dass Sie nicht *wissen*, dass es achtzehn sind. Wer von einem geschickten Rhetoriker oder Propagandisten überredet wird, ohne dass irgendwelche Gründe oder Evidenzen vorliegen, hat ebenfalls keinen Grund für seinen Glauben. Sokrates' Richter, der glaubt, dass die Person vor ihm die Tat begangen hat, glaubt dies nicht, weil es *evident* ist, dass sie die Tat begangen hat, sondern, weil es dem Anwalt gelungen ist, ihn zu manipulieren.

In der Philosophie ist man sich daher einig, dass Wissen (mindestens) drei Bedingungen erfüllen muss:

- Man muss eine *Überzeugung* haben, einen mentalen Zustand mit einem spezifischen kognitiven Gedankeninhalt (*dass es regnet, dass die Erde rund ist, dass achtzehn Personen im Büro Kaffee trinken*).
- Die Überzeugung muss *wahr* sein. Der Gedankeninhalt muss in irgendeiner Hinsicht mit der Welt übereinstimmen: Es regnet, die Erde ist rund, achtzehn Personen trinken Kaffee im Büro.

- Die Überzeugung muss auf irgendeiner Form von guten Gründen oder *Evidenz* basieren. Wer richtig rät, hat kein Wissen.

Wie wir gleich sehen werden, ist die dritte Bedingung, dass nämlich Wissen Evidenz erfordert, von besonderer Bedeutung, wenn es um Wissensresistenz geht. Denken wir also einmal genauer über diese Bedingung nach.

EVIDENZ

Im Alltag reden wir selten über Evidenz. Sie gehört eher in einen wissenschaftlichen Kontext und ist in etwa synonym mit »wissenschaftlichem Beleg«. Zum Beispiel ist manchmal die Rede von evidenzbasierter Medizin, was so viel bedeutet wie, dass man systematisch untersucht, wie effektiv eine Behandlung ist und welche Risiken sie birgt. Unser Alltagswissen basiert natürlich nicht auf wissenschaftlichen Belegen, deshalb mag es seltsam erscheinen, wenn man sagt, Wissen benötige Evidenz.

In diesem Fall ist es aber so, dass nur der *Terminus* sich nicht ganz richtig anfühlt. Zwar sprechen wir im Alltag wahrscheinlich eher ungern von Evidenz, dennoch geht es um genau das: um gute Gründe für unsere Überzeugungen, um Belege. Ich überlege, ob ich noch mehr Bier mitbringen soll, wenn ich einkaufen gehe. Sie sagen mir, das sei nicht nötig, denn es sei noch jede Menge Bier im Kühlschrank. Ich frage: »Woher wissen Sie das?«, und Sie sagen, Sie hätten noch mal nachgeschaut, kurz bevor wir losgegangen seien. Damit geben Sie mir einen guten Grund für Ihre Behauptung, in gewisser Hinsicht geben Sie mir Evidenz. (Auf Englisch funktioniert der *Terminus* »evidence« auch außerhalb der Wissenschaft ausgezeichnet.) Da ich gute Gründe habe, Ihnen zu glauben, und Sie eine gute Begründung haben, weil Sie noch mal in den Kühlschrank geschaut haben, bin ich sofort überzeugt, dass es noch jede Menge Bier im Kühlschrank gibt, und beschließe, nicht noch mehr zu kaufen. Einfach gesagt: Wir tendieren dazu, das zu glauben, von dem wir gute Gründe haben, es zu glauben.

Dieses Beispiel illustriert zwei wichtige Quellen für unser Alltagswissen, zwei wichtige Möglichkeiten, Evidenz zu erhalten: direkt über unsere Sinne (was wir sehen, hören und fühlen) sowie indirekt über andere Menschen und das, was sie uns sagen. Beide sind entscheidend, damit wir als Menschen funktionieren können.

Denken Sie einmal über Ihren Tag nach, was Sie getan haben. Als Erstes sind Sie aufgewacht, vermutlich haben Sie gefrühstückt, vielleicht haben Sie den Bus genommen, um zur Arbeit zu kommen, Sie haben sich mit anderen unterhalten, sind Ihren Aufgaben nachgegangen, haben Lebensmittel eingekauft, sind nach Hause gefahren und haben gekocht. All diese scheinbar einfachen Verrichtungen setzen eine Menge Alltagswissen voraus. Zunächst einmal muss man wissen, wo man ist und wie man sich in der Welt bewegt, ohne sich selbst zu verletzen. Das setzt voraus, dass einem die eigenen Sinne

zuverlässige Informationen liefern, was vor allem über das Sehen, Hören und Fühlen geschieht (bekanntermaßen kommt man aber auch mit weniger Sinnen aus). Ich weiß, wo meine Wohnungstür ist, und kann sie deshalb öffnen und zur Arbeit gehen. Die Evidenz für meine Überzeugung, wo die Tür ist, bekomme ich durch meinen Sehsinn (und die Erinnerung an frühere Wahrnehmungen dieser Art). Ich werde nicht vom Bus überfahren, weil ich weiß, dass er sich von rechts nähert. Die Evidenz liefert mir ein weiterer Sinneseindruck: Ich höre ihn. Ich weiß, dass ich meine Busfahrkarte in der Tasche habe, denn ich fühle, dass sie da ist. Die Evidenz liefert mir mein Tastsinn. Ich komme zur Arbeit und erfahre, dass wir um elf eine Besprechung haben, denn mein Kollege informiert mich darüber. Zur Vorbereitung lese ich mir einen Bericht durch und eigne mir dadurch Wissen an, das ich bei der Besprechung präsentieren werde und aufgrund dessen wir Entscheidungen treffen können. Die Evidenz liefern mir Experten. Und wenn ich nach Hause fahre, weiß ich, wo ich Lebensmittel einkaufen kann, weil ich mich erinnere, wo der Laden ist – Wissen, das auf vorheriger Erfahrung basiert.

All das ist trivial, und vielleicht ist das der Grund, weshalb wir so selten über die entscheidende Rolle nachdenken, die Evidenz in unserem Alltag spielt. Auch wenn wir uns nicht damit befassen, unsere Alltagsüberzeugungen systematisch zu prüfen (zum Beispiel meine Überzeugung, wo sich meine Wohnungstür befindet), verlassen wir uns auf die Evidenz, die unsere Sinne oder andere Menschen uns liefern, so wie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sich auf Evidenzen verlassen, wenn sie ihre Theorien formulieren. Normalerweise läuft alles wie erwartet, und wir haben keinen Grund, darüber nachzudenken, warum wir glauben, was wir glauben. Wenn aber die Dinge nicht so sind, wie wir erwarten, sind wir schnell dabei, Hypothesen aufzustellen und diese zu prüfen. Ich komme nach Hause und stelle fest, dass ich meine Wohnungstür nicht aufschließen kann. Mein erster Gedanke ist vielleicht: *Habe ich den falschen Schlüssel mitgenommen?* Ich sehe nach und stelle fest, dass es derselbe Schlüsselbund ist wie immer, also der mit dem etwas albernen Anhänger. Ich überlege, ob ich im falschen Stock gelandet bin, stelle aber fest, dass »Svensson« an der Nachbartür steht, genau, wie es sein soll. Dies ist eine wissenschaftliche Art zu denken, wenn auch im Kleinen: Ich stoße auf eine Evidenz gegen meine Überzeugung (dass ich mit meinem Schlüssel meine Wohnungstür aufschließen kann) und formuliere sogleich verschiedene Hypothesen, die erklären könnten, was passiert ist, und dann »überprüfe« ich sie. So gesehen gibt es keinen radikalen Unterschied zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen.

»Wissen ist das Ergebnis einer kognitiven Arbeitsteilung, an der wir alle auf unterschiedliche Weise beteiligt sind.«

Dass unsere Sinne eine entscheidende Quelle für unser Wissen sind, ist offensichtlich. Welchen enormen Einfluss andere Menschen auf unser Wissen haben, vergisst man dagegen leicht. Zunächst einmal erhalten wir ständig Informationen von Freunden und Bekannten; darüber, wo sie sind, wie es ihnen geht, was sie erlebt haben, was sie vorhaben und so weiter. Normalerweise vertrauen wir dem, was sie sagen, und

normalerweise haben wir auch guten Grund dafür, was bedeutet, dass das, was sie sagen, uns Evidenz liefert. Wenn eine Freundin mir erzählt, dass sie kürzlich in der Stadt war und auf dem Marktplatz eine große Demo gesehen hat, dann habe ich guten Grund zu glauben, dass auf dem Marktplatz eine große Demo stattgefunden hat – auch wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen habe. Jedoch wissen wir das meiste über die Welt nicht, weil wir es selbst erlebt oder Freunde uns darüber berichtet haben, sondern weil wir es von *Experten* unterschiedlichster Art gelernt haben. Überlegen Sie einmal, was Sie über Geografie wissen: Kontinente, Meere, Berge, Städte, Flüsse. Vielleicht sind Sie viel gereist, dennoch haben Sie wohl kaum jeden Winkel der Welt vermessen. Was Sie über die Geografie der Welt wissen, wissen Sie ausschließlich aus Büchern, Zeitungen, Fernsehen, Radio und diversen anderen Quellen im Internet. Wenn Sie diesen Quellen nicht trauen könnten, würden Ihre geografischen Kenntnisse auf eine kleine Ansammlung lose zusammenhängender Gewissheiten über Orte, an denen Sie gewesen sind, zusammenschrumpfen.

Unser Wissen ist unser *gemeinsames*: das Ergebnis geteilter kognitiver Arbeit, zu der wir alle auf unterschiedliche Weise beitragen. Das ist ein einzigartiges menschliches Phänomen, das natürlich mit einem anderen einzigartigen menschlichen Phänomen zusammenhängt: der Sprache. Dank der Sprache können wir Wissen bewahren und von Individuum zu Individuum, von Generation zu Generation weitergeben. Lange handelte es sich dabei ausschließlich um mündliche Tradierung, was sowohl die Akkumulation als auch die Weitergabe beschränkte. Doch nachdem vor gut dreitausend Jahren die Schriftsprache erfunden wurde (und einige Zeit später auch die Buchdruckkunst), bildete diese den Grundstein für unsere enorme Wissensexpansion. Wir brauchen nicht in jeder Generation von vorne zu beginnen, weil wir, wie Isaac Newton es formuliert, als Zwerge auf den Schultern von Riesen stehen.¹¹ Wir können auf etabliertem Wissen aufbauen und neue Wahrheiten entdecken. Dabei geht es nicht nur um Expertise im Sinne von Forschung, sondern auch um das komplexe Geflecht von Expertisen, das die menschliche Gesellschaft ausmacht – Automechaniker, Bäcker, Floristen, Sportler, Musiker, Lehrer, Juristen, Politiker und so weiter. Die Entstehung der menschlichen Zivilisation hing damit zusammen, dass die Menschen sich spezialisierten und eine bestimmte Aufgabe in der Gesellschaft übernahmen, was auch zu einer Arbeitsteilung im Bereich Wissen und in der Expertise führte.

ZWEIFEL

Eine wichtige und schwierige Frage ist, wie viel Evidenz genau man benötigt, um seine Überzeugung als Wissen bezeichnen zu können (vorausgesetzt natürlich, die Überzeugung ist wahr). Im Alltag scheinen die Anforderungen nicht besonders hoch zu sein. Ich weiß, dass es regnet, weil ich beim Aufwachen Regentropfen auf der